Franz Schultheis

Deutsche Zustände im Spiegel französischer Verhältnisse

Nachwort zur deutschsprachigen Ausgabe

»Einstweilen wird aber das konkrete englische Elend uns einen Anlaß bieten, auch unser deutsches Elend zu konstatieren«, so schrieb Friedrich Engels im Jahre 1845 in seinem Vorwort zu »Die Lage der arbeitenden Klasse in England«, ein Werk, in dem es ihm »um mehr zu tun war als um die abstrakte Kenntnis meines Gegenstandes, ich wollte euch in euren Behausungen sehen, euch in eurem täglichen Leben beobachten, mit euch plaudern über eure Lebensbedingungen und Schmerzen.«[1]

Hervorhebend, daß seine Darstellungen des Alltagslebens der englischen Arbeiter diese nicht als »Angehörige einer einzelnen, isolierten Nation«, sondern als Menschen, als »menschliche Wesen in der nachdrücklichsten Bedeutung des Wortes«, sehen und ansehen wollten, legte Engels vor eineinhalb Jahrhunderten eine schonungslose Gesellschaftsanalyse und -kritik des frühindustriellen England vor. Diese hatte zwar auch den Status einer wohlinformierten und gut dokumentierten »Länderstudie«, zielte jedoch wesentlich auf eine den nationalen Rahmen und den ethnographischen Charakter dieses Untersuchungsgegenstandes sprengende empirische Analyse und theoretische Durchdringung der »sozialen Frage« des industriellen Zeitalters und den mit ihr einhergehenden Formen menschlichen Leidens an der Sozialwelt.

Entsprechend dieser allgemeinen, bewußt vom konkreten Fallbeispiel aus- und über dieses hinausgehenden Intention und Relevanz der Engelsschen Studie wäre wohl kaum ein Leser hierzulande auf das Mißverständnis verfallen, diese primär mit dem zwar neugierigen, aber auch distanziert-unbeteiligten Blick des »Touristen« als die Ethnographie eines etwaigen englischen »Sonderfalles« zu betrachten: mögen die von Engels akribisch zusammengetragenen Detailkenntnisse englischer Institutionen (von den Fabrikgesetzen bis hin zum Schulsystem) und Alltagswelten (vom Familienleben bis hin zur Volkskultur der Gasthäuser) den deutschen Leser oft noch so »befremden«, die einfühlsam geschilderten menschlichen Lebensbedingungen und -schicksale, die aufgedeckten gesellschaftlichen Widersprüche und Zwänge sind ihm in ihrem »So-Sein« dennoch verstehend nachvollziehbar und haben jenseits aller oberflächlichen Exotik doch den Charakter interkultureller Variationen eines vertrauten gemeinsamen Grundthemas.

1 Marx, Karl u. Engels, Friedrich: Werke, Bd. 2, Berlin 1976, S. 225-507, hier S. 231.

Das Gesagte kann auch für die hier deutschsprachig vorgelegte französische Studie zum »Elend« unserer zeitgenössischen Sozialwelt gelten, die rund eineinhalb Jahrhunderte nach Engels Widersprüche und Zwänge spät- bzw. »nach«-industrieller Gesellschaften auf nicht minder eindringliche, ja schonungslose Weise identifiziert, analysiert und kritisiert und hierbei zu Bewußtsein bringt, daß gesellschaftliches Elend paradoxer- oder signifikanterweise auch unter den Bedingungen eines insgesamt – aber nicht allgemein und erst recht nicht gleichmäßig – hohen Niveaus an Wohlstand und materieller Sicherheit nicht nur fortbesteht, sondern geradezu konstitutiv, d.h. in den grundlegenden Struktur- und Funktionszusammenhängen unserer Gegenwartsgesellschaften selbst verankert ist.

Auch die im Rahmen der vorliegenden Studie zusammengetragenen Lebens- und Gesellschaftsbilder beanspruchen eine die engen nationalen Grenzen und ethnographischen Partikularitäten des empirischen Gegenstandes sprengende Bedeutung und Tragweite für die soziologische Diagnostik spätmoderner Gesellschaften und können nicht einfach nach der Immunisierungsformel »Das mag für die Nachbarn gelten, nicht aber für uns« als »typisch französisch« abgetan und entschärft werden. Nachdem das in Deutschland lange gehegte Klischee vom »Leben wie Gott in Frankreich« seinen Zauber verloren hat, sollte man nicht allzu schnell in das entgegengesetzte Stereotyp vom »französischen Übel« umkippen und nach wohlbekannter Schwarz-Weiß-Manier von einer Art »Vorhof zur Hölle« zu sprechen.[2] Exotische Idealisierung und xenophobe Ablehnung sind Kinder desselben Typus ethnozentrischer Projektion und touristischen Irrtums beim Fremd-Verstehen.

2 Im vorliegenden Fall wird das Problem des Fremdverstehens noch dadurch akzentuiert, daß sich bei der Lektüre der vorliegenden Gesellschaftsbilder verschiedene Formen des Fremdseins – kulturelle hinsichtlich des nationalen Kontexts und der makrosozialen Rahmenbedingungen der beschriebenen Episoden und Phänomene, klassen- bzw. milieuspezifische betreffs der dargestellten Lebenswelten von Arbeitern, Bauern oder jugendlichen Arbeitslosen in den grauen Vorstädten – überlagern oder überdeterminieren (von geschlechts- oder generationenspezifischen Verengungen der Blickwinkel auf Sozialwelt ganz zu schweigen), so daß man sich bei der Lektüre immer wieder fragen sollte, aus welchen empirischen Quellen sich das jeweils einstellende Gefühl von Fremdheit und Andersartigkeit nährt und was seine konkreten sozio-historischen Grundlagen sind. Wer hierzulande angesichts der wirkmächtigen Schließungen und Ausschließungen klassenspezifischer »Milieus« bzw. Lebenswelten und des betont selektiven Charakters alltäglicher Sozialbeziehungen und Kontakte noch keine Gelegenheit zur Berührung, geschweige denn Auseinandersetzung mit den Lebensverhältnissen und -problemen von Immigrantenfamilien, Kleinbauern, Sozialhilfeempfängern oder Vorstadt-Jugendbanden gefunden bzw. gesucht haben sollte, wird wohl unweigerlich immer aufs neue mit den Grenzen seiner eigenen Erfahrungen von Sozialwelt – eingeschrieben in den habitusspezifischen Denk- und Bewertungsschemata und den mit ihnen einhergehenden Grenzen des »Gewohnten«, »Plausiblen« und »Denkbaren« – konfrontiert werden. Und man darf vermuten, daß deutsche Leser in den zu Wort kommenden französischen Alltagsmenschen homologer Positionen im Sozialraum sehr wohl einen direkten, von Landesgrenzen weitgehend unabhängigen Zugang zu einem Teilen und Verstehen der mitgeteilten Erfahrungen haben werden.

Pierre Bourdieu und Mitarbeiter präsentieren in diesem Gemeinschaftswerk Geschichten »von unten«, erzählt von Menschen, die sonst nicht zu Wort kommen, geschweige denn gehört werden. Es sind Zeugnisse von Alltagsmenschen, die über ihre kleinen und großen Nöte, ihr ganz gewöhnliches Leben und dessen konkrete Umstände, ihre Hoffnungen und Frustrationen, Verletzungen und Leiden berichten. Alle diese kleinen menschlich-allzumenschlichen Dinge des Lebens werden in einfühlsamer Weise zu greifbaren Lebensbildern verdichtet, die jeweils in einem Vorspann mit den Mitteln soziologischer Objektivierung und Distanzierung »gerahmt«, d.h. in ihren sozialstrukturellen Kontexten präsentiert werden und hierdurch dem Leser, trotz ihrer offensichtlichen Subjektivität und Einmaligkeit, in ihrer sozialen Typik und Bedingtheit transparent gemacht werden. Die geschilderten Lebensumstände stellen sich dank dieser Rahmung auch als Manifestationen von tiefer liegenden, meist nur indirekt und vermittelt durch subjektive Handlungsmuster und Strategien zur Geltung kommenden makrostrukturellen gesellschaftlichen Bedingungen dar, bzw. als Effekte vorausgehender Ereignisse und Umstände.

»Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen!« – so lautet das Credo dieser soziologischen Studie über Formen und Ursachen des Leidens in und an der heutigen Gesellschaft. Das ihr zugrunde liegende Forschungsprogramm ist so einfach wie bestechend und verdient es, auch diesseits des Rheins angesichts sich vervielfältigender und vertiefender gesellschaftlicher Brüche und Klüfte zu Wort und zur Geltung zu kommen: Sich gerade dank der durch die Erkenntnismittel und -wege der Soziologie ermöglichten selbstreflexiven Distanz so kontrolliert wie möglich an die Stelle der Befragten versetzen, die Sozialwelt von ihren Standpunkten aus zu sehen und zu verstehen versuchen und von dieser (mit-)geteilten Erfahrung vorbehaltlos Zeugnis ablegen. »Nicht verhören, sondern zuhören, nicht instrumentalisieren, sondern zur Verfügung stehen« – so könnte das forschungsethische wie auch methodologische Leitmotiv dieser Untersuchung lauten.

In ihrer Zusammenschau ergeben die auf diesem Wege gewonnenen Lebens- und Gesellschaftsbilder »von unten« eine schonungslose Radiographie der französischen – und nicht nur der französischen – Gegenwartsgesellschaft, geprägt von zunehmendem Konkurrenzdruck in allen Lebensbereichen, struktureller Massenarbeitslosigkeit und gesellschaftlicher Marginalisierung bzw. Ausgrenzung immer breiterer Bevölkerungsgruppen, Verschärfung des Konfliktpotentials insbesondere im Verhältnis zwischen »Einheimischen« und »Zugewanderten« wie auch zwischen verschiedenen Klientelen des Wohlfahrtsstaates, von Kindern und Jugendlichen, die in der Trost- und Aussichtslosigkeit unwirtlicher Vorstädte aufwachsen; weiterhin gekennzeichnet durch eine wachsende Gefährdung des Lebensstandards der sogenannten »Mittelschichten« und ganz allgemein durch den sich in vielfältiger Form präsentierenden schleichenden Rückzug des Staates aus seiner Verantwortung für das Gemeinwohl – von der sozialen Sicherung und der Durchsetzung von Vertei-

lungsgerechtigkeit bis hin zu seiner Schiedsrichter- und Regelungsfunktion in der Arbeitswelt.

Diese zunehmenden und sich verschärfenden gesellschaftlichen Brüche und Klüfte werden aus den oft systematisch entgegengesetzten Blickwinkeln von Hausfrauen, Lehrern, Jugendlichen, Sozialarbeitern, Hausmeistern, Schichtarbeitern, Richtern, Bauern, Studenten oder Rentnern beleuchtet, deren kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Miseren, Nöte und Leiden in zwei klar zu unterscheidenden, wenn auch oft komplementären Gestalten identifiziert und thematisiert werden. Zum einen handelt es sich um die in materiellen Mangellagen[3] wurzelnden Formen des Elends spezifischer Soziallagen, also im Extremfall schlicht um Armut und die aus ihr folgenden diversen Formen sozialer Ausgrenzung. Zum anderen um die von den einschlägigen sozialwissenschaftlichen Forschungen bislang stark vernachlässigten Formen positionsspezifischen Elends, d.h. mit der konkreten Stellung eines Individuums im Sozialraum verbundenen und demnach stets relativen (im Sinne von »relationalen«) Erfahrungen gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsbeziehungen und deren Niederschlag in unterschiedlichen Ausdrucksformen symbolischer Gewalt und sozialer Schließungen und Ausschließungen.

Dadurch, daß die vorliegende Studie diese von der Soziologie herkömmlicher Denkungsart so wenig beachtete Koexistenz lage- und stellungsspezifischer Leiden an der Gesellschaft in ihrer sowohl in biographischer wie auch kollektiver Hinsicht oft tragischen Dimension ernst nimmt und mittels eines ganzen Kaleidoskops dichter ethnologischer Beschreibungen konkreter Lebensumstände ganz (un-)gewöhnlicher Mitmenschen sehr nachhaltig zu Bewußtsein bringt, wird diese Zeit- und Gesellschaftsdiagnose im eigentlichen Sinne »politisch«.

Ihr Sprengstoff liegt gerade im Umstand, daß sie die Kluft zwischen Sorgen und Nöten des »Volkes« und dem hiervon völlig abgehobenen und dadurch zynischen Diskurs der »Volksvertreter« in ihrem ganzen, unüberbrückbar und unversöhnlich wirkenden Ausmaß zu Bewußtsein bringt und dadurch in eine offene gesellschaftliche Wunde unserer Zeit stößt.

Die sich bei der Lektüre immer wieder spontan aufdrängende Evidenz des »Genauso ist es« und das Gefühl der unmittelbaren intuitiven Zugänglichkeit

3 Es ist keineswegs überraschend, daß diese Dimension defizitärer materieller Existenzbedingungen in der deutschen Rezeption von »La misère du monde« bisher sehr in den Vordergrund gerückt wurde. So hat etwa Gerstenberger (Die dynamische Armutsforschung und das Ende der Welt, in: *Leviathan* 1/94, 7-15) den deutschen Armutsforschern den angesichts der Wirklichkeitsferne und Blutleere ihrer Studien mehr als berechtigten Rat erteilt, dieses Buch zu lesen und sich von ihm inspirieren zu lassen. Allerdings besteht bei einer solch eingeschränkten Rezeption die Gefahr, dieses Werk als »Armutstudie« (s. Barlösius, E.: Armut und Soziologie in Deutschland, in: *Leviathan* 4/95, 7-15) mißzuverstehen und es um eine ganz zentrale gesellschaftstheoretische und -analytische Dimension zu verkürzen. Eine nicht nur in dieser Hinsicht sehr wohlinformierte und klare deutschsprachige Rezension findet sich in: Kraiss, B.: La misère du monde und die moderne Gesellschaft. Oder: Können Armut, Elend und Not Gegenstand der Soziologie sein?, in: *Lendemains* 75/76, 1994, 7-13.

der beschriebenen Schicksale und Situationen bergen aber auch die Gefahr, in den spontansoziologischen Irrtum der selbstevidenten Unmittelbarkeit und Offensichtlichkeit der dargestellten Gesellschafts- und Lebensbilder zu verfallen und hierüber den Konstruktionscharakter der präsentierten Gegenstände und den raffinierten Bauplan der Studie zu ignorieren oder zu vergessen. Ein solches Mißverstehen ihrer Grundlagen und Eigenarten läge dabei umso näher, als der oft literarisch anmutende Erzählstil und die manchmal an das Genre der Sozialreportage erinnernde Präsentation von exemplarischen Einzelschicksalen durch die bewußte und systematische Zurücknahme der komplexen und ausgefeilten Spielregeln theoretischer Komposition auf die Hinterbühne der geschilderten Szenen und Episoden die enormen Investitionen an Zeit, Energie und soziologischem Sachverstand seitens des Autorenkollektivs vergessen machen.[4]

»Sich an die Stelle des anderen versetzen« heißt für Pierre Bourdieu und seine Mitarbeiter nicht, eine Identifikation qua Projektion zu bewerkstelligen. Eine noch so mitleidsvolle Anteilnahme reicht bei weitem nicht aus, zu einem verstehenden Nachvollzug der Arten und Weisen, in denen der »Andere« denkt und handelt, zu gelangen. Hierzu bedarf es der Kenntnis seiner wesentlichen sozialen Merkmale, d.h. seiner Position im Sozialraum. Denn ebenso wie sich die objektiven gesellschaftlichen Bedingungen nur in der Form als Produkte ihrer Einverleibung im System der »subjektiven« Dispositionen – als »Habitus« – der gesellschaftlichen Akteure erfassen lassen, läßt sich das Subjektive jenseits personalistischer Metaphysik nur über das Ensemble der in den je individuellen biographischen Flugbahnen eingeschriebenen gesellschaftlichen Bestimmungen und Bedingungen adäquat erfassen. Pierre Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von »necessité«, sogar von »necessiter quelqu'un«, ein auch im Französischen sehr ungebräuchlicher und schier unübersetzbarer Ausdruck.[5] Hierunter versteht Bourdieu die Absicht, eine Person »in ihrer inneren Notwendigkeit« zu begreifen bzw. die »intellektuelle Freude« (jouissance intellectuelle) an einem so tief wie möglich gehenden Verstehen bzw. Ergründen einer anderen Person und einem Nachvollzug der Gründe ihres »Andersseins«, angelegt im Ensemble der mit ihrem im Sozialraum eingenommenen Ort und der dort hinführenden Flugbahn verknüpften gesellschaftlichen Bedingungen und Bestimmungen.

Dieses soziologische Verstehen eines auch noch so »fremden« Mitmenschen, sei es im Sinne von »entfernt« oder im Sinne von »unerträglich«, »unverträglich«, geht entgegen der phänomenologisch geprägten Vorstellung von einem »empathischen« Verstehen des Anderen auf der Basis einer einfachen

4 Pierre Bourdieu hat mehrfach darauf hingewiesen, daß ihm selbst kaum ein anderes seiner zahlreichen Werke so viel Mühe und Kopfzerbrechen bereitet hat wie diese im Nachhinein so transparent und folgerichtig erscheinende Studie (s. z.B. das ausführliche Interview in *Libération* vom 11.2.1993, 19-21).

5 S. hierzu: Bourdieu, Pierre: »Necessiter«, in: *Cahier de l'Herne F. Ponge*, Ed. J.M. Gleize, Paris 1986, S. 432-440.

Austauschbarkeit von sozialen Rollen und Perspektiven, gerade nicht von der Idee eines herrschaftsfreien Raumes prinzipiell gleicher Akteure mit austauschbaren Gesichtspunkten, sondern von der Vorstellung eines hierarchisierten Raums sozialer Positionen und eines hierzu strukturhomologen Raums sozialer Perspektiven aus.

Wie in vielen der vorgelegten Tiefeninterviews deutlich zutage tritt, gehört Sympathie und der Wille, den »Anderen« in seiner persönlichen Integrität anzunehmen zwar zu den unverzichtbaren Voraussetzungen des verstehenden Interviews, stellt jedoch allein genommen keine zureichende Bedingung einer gelingenden Diagnose dar. Sie bedarf vielmehr der oft schmerzhaften, an die mit massiven Widerständen des »Objektivierten« beim psychoanalytischen Verfahren erinnernden Konflikte des Ringens um ein besseres Verständnis von Beweggründen und Entscheidungen, die den befragten Akteuren selbst kaum transparent, geschweige denn »genehm« sind. So sind die hier zusammengetragenen Menschenbilder alles andere als Gefälligkeitsportraits, bei denen sich die Abgebildeten dank der Komplizenschaft des Bildners so in Position hätten bringen können und ins Licht setzen dürfen, daß ihr Ich im Schatten des inszenierten Ich-Ideals verborgen geblieben wäre. Sie stellen vielmehr oft rigorose, wenn auch einfühlsame und ohne denunziatorische Absichten gewonnene Zeugnisse individueller Unstimmigkeiten, Widersprüche und Zerissenheiten dar, dem individuellen Streben nach Kohärenz und Harmonie des gebotenen Selbst-Bildes mühevoll in der Gesprächssituation abgerungen.

Zu den hier systematisch verfolgten Strategien des soziologischen Verstehens subjektiver Lebens- und Handlungsformen qua Objektivierung ihrer gesellschaftlichen Möglichkeits- und Rahmenbedingungen zählt des weiteren die systematische Konstruktion einer Pluralität von oft entgegengesetzten Perspektiven, jeweils im Zusammenhang unterschiedlicher Positionen im Sozialraum. In jedem der entworfenen Gesellschaftsbilder manifestiert sich schließlich nur eine bestimmte, notwendigerweise beschränkte und, da positionsabhängig, selektive Konstruktion, deren gesellschaftlicher Sinn sich nicht bei isolierter Betrachtung, sondern allein im Zusammenspiel, in der Komplementarität mit anderen Gesichtspunkten offenbart. Die durch ihre kaleidoskopische Anlage fast spielerisch eingelöste Pluriperspektivität eröffnet der Gesellschaftsdiagnose den Weg zu einer relationalen, zugleich sozio-genetisch und makrostrukturell verankerten verstehenden Soziologie.

Bei der praktischen Umsetzung dieses Ansatzes kommt es ganz wesentlich darauf an, die richtige Brennweite des analytischen Blicks zu finden und hierbei flexibel und situationsspezifisch mit dem soziologischen Mikro- bzw. Makroskop zu hantieren, um hinter vermeintlich nicht reduzierbar indviduellen bzw. »einmaligen« biographischen Flugbahnen und subjektiven Schicksalen hier und makrostrukturellen sozio-historischen Konfigurationen dort auf einer »vermittelnden« Ebene Möglichkeiten einer Übersetzung makrosoziologischer Theorieannahmen in Forschungshypothesen zu eröffnen, die auf mikrosoziologischer Ebene einlösbar und überprüfbar sind, bzw. umgekehrt von

den konkreten Befunden qualitativer Feldstudien ausgehend zu den sich in ihnen niederschlagenden komplexen gesellschaftlichen Strukturzusammenhängen vorzudringen.

Die in traditionellen und festgefahrenen wissenschaftsdogmatischen Positionen wurzelnde Dichotomie von erklärenden und verstehenden Ansätzen wird obsolet, aufgehoben durch den immer aufs neue beeindruckenden Nachweis der unabdingbaren Komplementarität und Interdependenz der jeweiligen Perspektiven und Erkenntniswege.

Es scheint ganz so, als ob Pierre Bourdieu und seine Mitautoren im Hinblick auf die Leserschaft von »Das Elend der Welt« bewußt zweigleisig vorgingen. Zunächst und hauptsächlich wendet sich das Werk an soziologisch nicht Geschulte, denen das vorliegende »Lese-Buch« nicht zuletzt dank seines unprätentiösen Stils und des weitgehenden Verzichts auf theoretische Konzepte einen Zugang zum soziologischen Denken ermöglichen soll. Die Priorität dieses Ziels ergibt sich im übrigen direkt aus dem politischen Anspruch der Studie. Diese will ja gerade jene zu Wort kommen lassen, die sich nicht zuletzt aufgrund ihres mangelnden kulturellen Kapitals nicht zu Wort zu melden wagen bzw. vermögen, sie will ebenso und gerade auch für diese »Zeugen« so zugänglich wie möglich sein, anstatt die analysierten und kritisierten Mechanismen solcher gesellschaftlichen Schließungen und Ausschließungen selbst stillschweigend zu reproduzieren und hierbei den eigenen politischen Anspruch ad absurdum zu führen.

Auf der anderen Seite wendet sich dieses Werk natürlich auch an Eingeweihte und Virtuosen des sozialwissenschaftlichen Diskurses, deren theoretische Schulung und Könnerschaft und die damit einhergehenden Bedürfnisse nach analytischer Tiefe und konzeptueller Schärfe jedoch primär über das Lesen zwischen den Zeilen, den Nachvollzug der subtilen Rücknahme theoretischer Konstruktionsarbeit hinter die Erzählebene der Interviews und ihrer Rahmen-Kommentare und vor allem auf die eigenständig zu leistenden Quer- und Wechselbezüge zu anderen, expliziter »theoretischen« Werken Bourdieus zum Zuge kommen wird.

Gerade eine solche Verortung von »Das Elend der Welt« im Kontext des Bourdieuschen Gesamtwerkes kann denn auch einigen der bereits in der französischen Debatte zum Ausdruck gekommenen Mißverständnissen vorbeugen helfen. Insbesondere ist hier an die vielbeschworene Idee einer Bourdieuschen Konversion vom Saulus eines subjektlosen materialistischen Determinismus und Fatalismus hin zum Paulus einer subjekttheoretischen, ja geradezu existenzialistisch bzw. personalistisch anmutenden Sozialphilosophie und -wissenschaft zu denken. Spontan werden Divergenzen zwischen den mit einer außerordentlichen Menge statistischer Daten und komplexen Korrespondenzanalysen operierenden vorausgehenden Studien, allen voran »Die feinen Unterschiede«, und der sich auf qualitative Interviews stützenden vorliegenden Studie ins Feld geführt und dabei ignoriert und verdrängt, welch grundlegende Bedeutung dem verstehenden Tiefeninterview im Rahmen von

Bourdieus Œuvre – von den späten 50er Jahren bis in die Gegenwart – zukommt.

So liest sich die folgende Passage aus »Die feinen Unterschiede« fast wie eine Regieanweisung für die Arbeit an »Das Elend der Welt« (etwa hinsichtlich des Rückgriffs auf persönlich bekannte Probanden oder den Gebrauch stilistischer Verdichtungen von Aussagen durch den Wechsel von direkter und indirektere Rede):

»Alle diese (in den zahlreichen Einschüben des Werks präsentierten: F.S.) Gespräche wurden 1974 geführt mit dem Ziel, so systematisch wie möglich die charakteristischen Eigenarten aller Lebensstile zu erfassen, welche die zu diesem Zeitpunkt bereits sehr weit vorangetriebene Analyse der Umfrage herauszuarbeiten ermöglicht hatte. In Kenntnis der Formel, die den Eigenschaften und Praktiken der Befragten (den oft Verwandtschafts- oder Bekanntschaftsbeziehungen mit dem Befrager verbanden) zugrunde liegt und nach der sie sich generieren, haben wir uns entschieden, den Befragten methodisch auf die zentralen Themen seiner Lebensweise hinzulenken (daher die Heterogenität der angesprochenen Themen, die zur künstlichen Homogenität der von der statistischen Umfrage erbrachten Daten in Gegensatz steht), wobei wir ihm wiederholt alle Versicherungen, Absicherung und Rückversicherungen gaben, die normalerweise jemand erwartet, der sich einem anderen »anvertraut«. Wir haben uns schließlich bemüht, durch jene Verdichtung der Aussage, die der abwechselnde Gebrauch der direkten oder indirekten Rede möglich macht, die konkrete Gestalt dessen so direkt und intensiv wie möglich spürbar werden zu lassen, was als systematische Totalität, als Lebensstil, in der statistischen Analyse durch dieselben Prozeduren, durch die sie an den Tag kommen, aufgesplittert werden.«[6]

Während, wie Bourdieu unterstreicht, diese qualitativen Interviews in den vorausgehenden Studien bewußt im Hintergrund gehalten wurden, um die statistischen Analysen nicht zu erdrücken, verfährt er in »Das Elend der Welt« geradezu in umgekehrter Weise.

Nachdem schon eine ganze Reihe umfangreicher sozialstrukturanalytischer Arbeiten von Pierre Bourdieu und Mitarbeitern vorliegen, deren zentrale theoretische und methodologische Grundlagen und empirischen Befunde zumindest innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft weitgehend bekannt bzw. leicht zugänglich sind, werden diese sozusagen implizit als Hintergrundsfolie der vorliegenden qualitativen Untersuchungen mitgedacht, obwohl letztere selbstverständlich auch unabhängig von den vorausgehenden makrosoziologisch orientierten Studien gelesen werden können. Auch gilt es daran zu erinnern, daß die große Mehrheit der an diesem Werk beteiligten Autoren aufgrund ihrer langjährigen Forschungspraxis zu einer sehr fundierten makrostrukturellen Kennerschaft wie auch intimen ethnographischen Vertrautheit mit den jeweiligen soziologischen Gegenständen gelangt sind, was eine Vielzahl von Publikationen, sei es in Form von Monographien, sei es in Form von Beiträgen zu der von Pierre Bourdieu herausgegebenen Zeitschrift *Actes de la Recherche en Sciences Sociales* dokumentiert.

So können sich etwa Michel Pialouxs Beiträge auf langjährige Forschungsarbeiten über die industrielle Arbeitswelt im allgemeinen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Peugeot-Arbeiter in Sochaux im besonderen stützen und von dem hier akkumulierten Kapital an theoretischer Durchdringung und empirischer Sachkenntnis ausgiebig profitieren. Gleiches gilt, ebenfalls stellvertretend, für die Beiträge von Patrick Champagne, seit geraumer Zeit im Bereich einer Soziologie des journalistischen Feldes engagiert und ausgewiesen, gleiches auch für die Beiträge von Remi Lenoir, dessen profunde Kenntnis des Feldes der Justiz hier unmittelbar eingeflossen ist.

Gewissermaßen handelt es sich also bei der vorliegenden Studie um das Endprodukt eines doppelten Akkumulationsprozesses wissenschaftlicher Produktion: auf der einen Seite die Synthese indivuellen Expertenwissens, auf der anderen die unter Pierre Bourdieus Leitung bewerkstelligte mosaikartige Zusammenschau und systematische Verknüpfung dieser individuellen Beiträge zu einem schlüssigen und stimmigen Gesamtbild, bei dem sich Detailanalysen einzelner gesellschaftlicher Felder zu einem komplexen Gesamtbild des Sozialraums zusammenfügen. Selbstverständlich bleibt letzteres notwendigerweise fragmentarisch und will auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Dennoch wird durch diese besondere Technik der Repräsentation des Sozialraums das zentrale theoretische Anliegen einer Analyse der Interdependenzen zwischen Positionen und Perspektiven, zwischen konkreter Verortung eines Subjektes im Sozialraum und seiner Art, letzteren wahrzunehmen und zu deuten, eingelöst.

Ohne das Zusammenfinden und -fügen eines trotz aller ausgeprägten Differenzen und individualistischen Tendenzen auf eine spezifische Forschungsperspektive eingeschworenen Teams, bestehend aus fast zwei Dutzend Sozialwissenschaftlern aus den unterschiedlichsten institutionellen Zusammenhängen und Teildisziplinen und mit je hochspezialisierten Forschungsfeldern und Arbeitsgebieten, wäre das vorliegende Werk gar nicht denkbar. Und es lohnt deshalb, an dieser Stelle auf die Entstehung des Werkes, seine organisatorischen Grundlagen und sozialen Rahmenbedingungen einzugehen, um die konkreten Möglichkeitsbedingungen der vorliegenden Studie ein wenig transparenter zu machen.

Die trotz der großen Zahl unterschiedlicher Autoren erzielte Geschlossenheit ist zunächst einmal darauf zurückzuführen, daß sich alle Autoren seit geraumer Zeit innerhalb eines spezifischen soziologischen Paradigmas bewegen und mit einem gemeinsamen Vorrat an theoretischen Perspektiven, konzeptuellen Werkzeugen und methodologischem know how das Metier des Soziologen betreiben. Bei diesem gemeinsamen Fundus handelt es sich um den genetischen Strukturalismus Bourdieuscher Prägung, dem sich die Autoren – mit wenigen Ausnahmen – seit vielen Jahren verpflichtet fühlen. Darüber hin-

6 Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt 1981, S. 428.

aus erklärt sich die einheitliche Textur der Beiträge aber ganz zentral aus dem konkreten praktischen Entstehungsprozeß des Werkes selbst.

Im Jahre 1989 wurde seitens der französischen Caisse des Depots die Anfrage an Pierre Bourdieu herangetragen, eine Forschungsarbeit über die »soziale Malaise«, ein zu dieser Zeit zentraler Topos der gesellschaftspolitischen Debatte und beliebtes Thema der Massenmedien und ihrer Berichterstattungen über die Banlieues und die Front verschiedener, teils spektakulärer Streikbewegungen, zu konzipieren. Pierre Bourdieu distanzierte sich umgehend von der seitens der Auftraggeber gehegten Idee, mit den traditionellen Mitteln der Befragung und der konventionellen Fragebogentechnik an dieses Thema heranzugehen[7], und kündigte an, gemeinsam mit einer Reihe von Mitarbeitern einen alternativen, dem Gegenstand angemesseneren Ansatz zu entwickeln. Bei einem ersten Treffen an der Maison des Sciences de l'Homme[8] trug Bourdieu den anwesenden Forschern eine erste, noch sehr vorläufige und vage Skizze einer qualitativen Forschung rund um das Phänomen »malaise social« (so der damals noch verwendete, dann aber bald durch andere Leitbegriffe wie »souffrance« [Leiden] oder »misère« [Elend] verdrängte Arbeitstitel) vor.

Ausgehend von diesem noch sehr tentativ-spielerischen Arbeitskonzept sollten die Beteiligten im Rückgriff auf das ihnen vertraute sozialwissenschaftliche Arbeitsfeld, bzw. auch aus dem Kreise ihrer persönlichen Bekannten wenn nicht sogar Verwandten potentielle Interviewpartner für ausführliche Gespräche über alltägliche Lebensbedingungen und Existenzprobleme und -sorgen identifizieren und diese Personen in einem ersten Schritt den anderen Mitgliedern der Gruppe durch möglichst exakte Schilderungen und erste spontane und gewollt provisorische und grobe Analysen der jeweiligen Lebensumstände näher bringen. In einem weiteren Schritt führte Pierre Bourdieu selbst einige wenige Probeinterviews durch, die sozusagen als Grundmaterial und Modelliermasse für das gemeinsame Vertrautmachen mit dem Gegenstand und seinen spezifischen Ecken und Kanten und einem ersten Erproben möglicher Zugänge in einem sehr zeit- und arbeitsintensiven Prozeß des kollektiven »learning by doing«, u.a. in Form eines fortlaufenden Forschungsseminars am Collège de France, dienten.

Angesichts der Tatsache, daß man anfänglich vor allem wußte, welchen Typus »Forschung« man nicht praktizieren wollte, und sich somit auf eine sehr ungewisse Odyssee begab, folgte der aufgenommene Lernprozeß doch gleich von Beginn an der aus der erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretischen Tradition Bachelardscher und Canguilhemscher Prägung inspirierten Stratgegie der »Polemik gegen den Irrtum«, also einem Prozeß kontinuierlicher kritischer Diskussion und Selbstreflexion in allen Arbeitsschritten. Ausgangspunkt der vorliegenden Studie war also das praktische Arbeiten an Texten, das gemeinsame Ringen um eine bei noch so kritischer Beobachtung und Hinterfragung seitens der Gruppe durchzuhaltende und standhaltende Kompetenz des verstehenden Nachvollzugs bei gleichzeitiger kritisch-distanzierter analytischer Durchdringung im Umgang mit den dargebotenen Zeugnissen von Alltagsmenschen.

Wie auch in anderen Bereichen – man denke z.B. an das Handwerk oder an das Training beim Sport – geschieht auch hier die Weitergabe von Wissen nicht primär über die Vermittlung expliziter, abstrakter Regeln und basiert weniger auf dem Auswendiglernen von Rezepten, denn auf der am Gegenstand unter der Anleitung eines erfahrenen Trainers geübten und eingeschliffenen (bzw. habitualisierten und inkorporierten) Handhabungen körperlicher und/oder kognitiver Art.

Dieser langwierige Lernprozeß, für den schrittweise und gezielt neue Mitarbeiter rekrutiert wurden, führte zur Formierung eines Teams mit ausgeprägt konvergierenden und harmonisierenden Forschungsperspektiven und forschungspraktischem »savoir faire«, was dann am Ende den Eindruck erweckt, man habe es mit einem Text aus »einer Feder« zu tun.

Dies ist nicht zuletzt auch das Verdienst des »Trainers« dieses Teams, dessen besonderer Stil sich sowohl in theoretischer wie auch ästhetisches Hinsicht offenkundig als prägend und federführend erwies. Hierbei tritt auch mehr oder minder eindeutig zutage, in welcher spezifischen »Konjunktur« des Bourdieuschen Denkens und Forschens sich die vorliegende Studie situiert und mit welchen anderweitigen parallelen Projekten sie einherging und möglicherweise auch in wechselseitigen Beeinflussungen bzw. unterschwelligen Wahlverwandtschaften stand.

Parallel zu »Das Elend der Welt« entstand unter dem Titel »Les Règles de l'Art« nicht zufällig und losgelöst seine große sozio-genetische Rekonstruktion der Geburt und Autonomisierung künstlerischer Felder im 19. Jahrhundert. Dieses Werk, in Kenntnis seiner Herausforderung an Sartres berühmte Studie »L'idiot de la famille« auch als Bourdieus »Flaubert« bezeichnet, birgt eine Vielzahl an theoretischen Anknüpfungspunkten, intellektuellen Wahlverwandtschaften und stilistischen Inspirationen, deren Spuren sich in der vorliegenden Studie wiederfinden und zu deren Eigenart beigetragen haben.

Wie Bourdieu mehrfach unterstrichen hat, half ihm die Arbeit am »Flaubert« sehr dabei, den adäquaten Zugang zu den hier präsentierten individuellen Lebenssituationen und -schicksalen zu finden und dabei die rechte Brennweite der soziologischen Perspektive zwischen, wie es Norbert Elias formuliert hätte, »Engagement« und »Distanzierung« zu suchen und zu finden.

7 Die Skepsis gegenüber den bei der herkömmlichen sozialwissenschaftlichen Auftragsforschung über »soziale Probleme« beschrittenen theoretischen und methodologischen Zugänge kommt in der im abschließenden Kapitel des vorliegenden Werks unternommenen kritischen »relecture« bzw. Sekundäranalyse zweier Interview-Transkripte aus dem Kontext einer zeitgleich seitens einer öffentlichen Forschungseinrichtung durchgeführten Studie über die Klientel der 1989 eingeführten öffentlichen Wiedereingliederungshilfe unumwunden, ja mit ungezügelter polemischer Schärfe zum Zuge und verdeutlicht, daß schlecht konstruierte und konzipierte Forschung ihren Gegenstand nicht nur verformen und zerstören kann, sondern selbst – ob gewollt oder ungewollt – zu einem Machtinstrument und Mittel zur Ausübung symbolischer Gewalt geraten kann.

8 Der Autor ist seit rund zehn Jahren als chercheur associé mit dem Centre de Sociologie Européenne verbunden und konnte die Arbeit an diesem Werk aus nächster Nähe mitverfolgen.

Ebenso erschließt das von Bourdieu mehrfach zitierte Flaubertsche Diktum, Kunst bestehe darin, das Banale und Mittelmäßige gut zu malen, ein wichtiges Motiv für die hier dem Gewöhnlichen und Alltäglichen zugestandene Würde. Zugleich findet man in Flauberts Utopie, mittels der literarischen Fiktion »tausend Leben zu leben« um von der beengenden und verzerrenden Perspektivität einer ich-bezogenen Repräsentation von Wirklichkeit wegzukommen, fast so etwas wie ein Leitprinzip für die bereits erwähnte systematische Pluriperspektivität des Bauplans, mag diese bewußt und gewollt, oder aber durch eine schon langandauernde persönliche Affinität und intime Vetrautheit mit dem Flaubertschen Werk zu deuten sein.

Seit den 60er Jahren beschäftigt Bourdieu sich immer wieder aufs neue mit Flauberts Bedeutung für die Emanzipation des Künstlers und die Autonomisierung des künstlerischen Feldes (»l'art pour l'art«). Der Eindruck, daß Flaubert für ihn mehr als nur eine akademische Referenz ist und durchaus die Rolle eines »exemplarischen Propheten« im Weberschen Sinne spielt, ist sicherlich nicht abwegig. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl weiterer Hinweise auf eine enge Wahlverwandtschaft der Bourdieuschen Soziologie mit den »belles lettres« (siehe die vielfältigen Querverweise auf literarische Vorlagen von Marcel Proust bis Virginia Woolf in den verschiedenen Werken) im allgemeinen und dem französischen Gesellschaftsroman (von Balzac bis Zola) im besonderen. Hier finden sich sehr beeindruckende soziologische Zeit-Diagnosen avant-la-lettre, die wie im Falle der Balzacschen »Comédie Humaine« einen durchaus systematischen Charakter haben und dem Bourdieuschen Paradigma einer Interdependenz von gesellschaftlicher Position und Repräsentation des Sozialraums vorgreifen.

Wichtig scheint mir hier, daran zu erinnern, daß diese Form der Soziologie in literarischer Gestalt die großen und kleinen Leiden und Nöte der portraitierten »Typen« von Zeitgenossen eben nicht in den larmoyanten Tönen und düsteren Farben einer universell menschlichen Not, eines irdischen Jammertals, schilt und schildert, anklagt und beklagt, sondern statt einer existenziellen Not im Singular, einer anthropologischen Konstante der im Umstand des »In die Welt Geworfenseins« wurzelnden Ursünde, immer bewußt auf gesellschaftlich erzeugtes und verantwortetes Elend abzielt und dadurch einen politisch-aufklärerischen Anspruch verfolgt: Aus diesem noch jungen literarisch-künstlerischen Feld wird sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die für Frankreich so typische Sozialfigur des Intellektuellen herauskristallisieren und sich während der Dreyfus-Affaire auf exemplarische Weise zu Wort melden.

Die hier vorliegende Analyse alltäglichen Leidens an gesellschaftlich erzeugten und reproduzierten Zwängen, Formen von Macht und Ohnmacht stellt sich mit den ihr eigenen Mitteln und Möglichkeiten soziologischer Analyse und Diagnose konsequent in diese hundertjährige Tradition. Mit ihrem unumwundenen »J'accuse« gerade gegenüber verantwortungslosen politisch Verantwortlichen greift sie nachhaltig in die öffentliche Diskussion ein.